

LESEPROBE

HAYMONkrimi



Gudrun Lerchbaum

Zwischen euch verschwinden

Kriminalroman

ISBN 978-3-7099-8210-5

Erscheinungsdatum: 26.09.2023

Jetzt ist die Mutter wirklich tot.

Maria sitzt auf dem Bett, umgeben von Libellen. Über einem Paar weißgeränderter Flügel liegt ihr Zeigefinger. Die Landschaft der Adern und Sehnen auf ihrem Handrücken tritt im flachen Schein der Nachttischlampe plastisch hervor. Seit ihrer Kindheit liebt Maria Libellen. Einen Moment lang scheinen die stilisierten Umrisse noch über dem blassblauen Untergrund zu schweben, dann lassen sie sich nieder, reihen sich ein in den strengen Raster, nichts als ein Muster auf billiger Bettwäsche. Gleich nach dem Frühstück ist sie damals los zum Diskonter, um noch zwei Garnituren zu ergattern. Die schönen Sachen sind immer schnell vergriffen.

Ihre Hand, im Gegensatz zu den Libellen alles andere als zart, eine Arbeitshand, gräbt sich noch immer in den Kissenbezug und die Federn darunter. Maria löst ihren Griff, streicht die Libellen glatt, zupft an einer Daune, deren Kiel sich durch das Gewebe bohrt, und bläst sie von der Kuppe des Zeigefingers. Ihre Finger mit den kurzgeschnittenen Nägeln sind von der Art, die schlecht Ringe tragen kann, weil das Mittelgelenk dicker ist als der Knochen dahinter. Nach dem Scheitern ihrer Ehe hat sie sich den Ring vom Finger schneiden lassen, weil er sich weder mithilfe von Seife noch Handcreme hatte entfernen lassen.

Wie sie sich an jeden vorbeihuschenden Gedanken klammert.

Nie zuvor ist ihr beispielsweise aufgefallen, dass Denken Spuren erzeugt, fedrige Klänge, die durch den Raum flirren. Es muss an der Stille liegen. So still ist es um sie herum, dass sie ein Dröhnen in ihrem Inneren hört, das sie noch nie zuvor gewahrt hat. Kein Rauschen des Blutes, eher ein grollendes Wummern, als fräße sich zehn Meter unter der Oberfläche ein Tunnelbohrer durch Granit. Dazu gesellt sich ein anschwellendes Pfeifen im linken Ohr.

Wie soll es weitergehen?

„Wie soll es weitergehen?“, flüstert sie.

Das Pfeifen wird leiser, erstirbt.

Sie stemmt sich hoch, pflügt mit schleppenden Bewegungen durch den Raum wie durch ein Wasserbecken. Behutsam öffnet sie die zimtfarbenen Vorhänge, dann die Stores, achtet darauf, dass sich die Haken nicht in der

Schiene verkeilen. Selbst die kleinste Panne wäre imstande, den Rest an Fassung zu sprengen, die sie sich bewahrt hat und weiter bewahren muss. Sie öffnet das Fenster, holt tief Luft, stellt sich vor, wie die Stille und alles Leid, das ihr vorausgegangen ist, gegen ihren Rücken branden, sie umspülen und an ihr vorbei ins Freie fließen, um sich im Graugelb der Morgendämmerung aufzulösen. Sie schließt das Fenster und die Stores.

Auf dem Weg zurück zum Bett gerät der Raum aus dem Gleichgewicht. Alles dreht sich, der Messingkronleuchter mit den falschen Kerzen, die Blumentapete, die Möbel in Eichendekor mit naturweißen Akzenten, die goldgerahmten Drucke aus dem Möbelhaus. Maria taumelt gegen die Kommode, stößt sich die Hüfte am Ladengriff, reißt um ein Haar die Kristallschale zu Boden, weil sie sich mit einem Finger in der Häkeldecke darunter verfängt. Ihre Nase, ihr ganzes Gesicht fühlen sich taub an. All das Zeug, das hier herumsteht, Braun und Beige, wohin sie blickt. Farbtöne, die für Behaglichkeit stehen. Sie lauscht auf ihren keuchenden Atem, bis der sich beruhigt, wartet, dass die umherwirbelnden Dinge sich wieder an ihre Plätze verfügen.

Jemand sollte die Vorhänge von den Fenstern und die Tapeten von den Wänden reißen und alles entsorgen.

Maria sitzt auf dem Rand des Bettes, umgeben von Libellen. Sie hält den Atem an, fasst das Kissen mit beiden Händen, drückt es an die Brust und zwingt sich hinzusehen. Erleichtert atmet sie aus. Das Gesicht der Mutter ist schlaff und völlig ausdruckslos, die Augäpfel unter den halbgeschlossenen Lidern matt und leer, der Mund steht offen. Weder die Leiden der letzten Jahre noch die Mühsal des Sterbens haben sich ihren Züge eingeprägt. Vor Maria liegt ein erlöster Körper, frei von den Qualen der Existenz.

Dabei hat die Mutter sich nach Kräften gegen das ersehnte Ende gewehrt. Vergeblich schließt Maria die Lider vor der Erinnerung. Wie die Mutter sich aufgebäumt hat, als die Luft ausblieb, das Entsetzen in ihren Augen, das Zucken und Röcheln. Und jede Möglichkeit, ihr zu einem weiteren Atemzug zu verhelfen, erschöpft. Kein Wunder, dass Marias Kopf

angesichts dieser Qualen kapituliert hat, dass sie wieder einmal einen ihrer Aussetzer hatte.

Wie lange sie bewegungslos auf dem Bettrand saß, kann sie nicht sagen. Hat sie das Kissen unter dem Kopf der Mutter hervorgezogen und auf ihr Gesicht gelegt, um sie nicht tot sehen zu müssen oder schon zuvor, um sie nicht länger leiden zu sehen? Sie erinnert sich nicht. Fast sicher ist sie hingegen, dass sie es nicht fertiggebracht hat zuzudrücken, sich auf das Kissen zu werfen und dem Elend endlich ein Ende zu machen, obwohl die Mutter sie wieder und wieder angefleht hat, genau das zu tun.

Behutsam streichelt sie die knittrige Wange der Mutter. Ihre Haut fühlt sich kühl an wie ein alter Lederhandschuh.

Die Matratze schwankt. Marias Hand zuckt zurück, ihr Herz stolpert, rast – die Mutter hat sich bewegt! Erst als das Surren verstummt, begreift sie. Wie hat sie das vergessen können? In regelmäßigen Abständen pumpt der Motor die Luftkammern der Matratze auf, entlüftet andere, um dem Wundliegen vorzubeugen.

„Das ersetzt zwar nicht regelmäßiges Umlagern, doch jede Hilfe zählt bei der Betreuung einer bettlägerigen Patientin“, hat Doktor Dobler gesagt, als Maria vor viereinhalb Jahren nach dem Schlaganfall der Mutter eingezogen ist. Zwar war die Mutter schon vorher bezüglich Krankheiten reichlich bedient gewesen, doch erst seit damals ist dauernde Betreuung nötig, die Maria zwar nicht rund um die Uhr beschäftigt, aber doch wirkungsvoll von jeder anderen Tätigkeit abhält. Dass die Matratze nun weiteratmet, obwohl der Mutter die Luft weggeblieben ist, geht zu weit. Maria geht zum Fußende des Bettes und schaltet das Gebläse aus.

Ob die Seele durch das Fenster entwichen ist? Doch wie hätte sie durch das Kissen auf dem Gesicht entkommen sollen? Maria versucht, sich zu öffnen für eine eventuelle Restpräsenz der Mutter, spürt nichts. Dennoch hebt sie, gegen den Widerstand der einsetzenden Totenstarre, Kopf und Schultern der Mutter an,bettet sie auf das Kissen. Auch die Lider wehren sich gegen ihre Daumen, wollen nicht schließen. Erneut öffnet Maria Vorhänge und Fenster, nur zur Sicherheit. Die Mutter hat sich jede Freiheit

verdient. Viel zu lange war sie hier eingesperrt, in diesem Haus, in diesem Körper.

Es ist höchste Zeit, den Arzt zu verständigen. Oder soll sie warten, bis die Praxis öffnet? Sie könnte im Internet nach der korrekten Vorgangsweise suchen, doch das kommt ihr lieblos vor. Ein wenig wird sie noch bei der Mutter sitzen bleiben. Da der Leichnam schon erstarrt ist, gibt es keinen Grund, Doktor Dobler aus dem Schlaf zu reißen. Insgeheim wird er froh sein, dass sie ihn hat schlafen lassen.

„Na, na, na“, wird er sagen und an der Tür abgelenkt ihre Schulter tätscheln. Noch nie hat er ihr in die Augen gesehen und trotz seiner häufigen Besuche bezweifelt Maria, dass er sie auf der Straße erkennen würde. „Sie trifft nicht die geringste Schuld, Frau Arnold!“, wird er ihr versichern, als hätte er das zu entscheiden. „Eher früher als später war damit zu rechnen, wenn wir ehrlich sin, nicht wahr. Ihre liebe Mutter hat das Ende seit Jahren herbeigesehnt.“

Als wüsste Maria das nicht. Als müsste erst der Doktor seinen Stempel auf jede Wahrheit drücken. Und dann wird zwischen Ihnen die Erinnerung daran aufsteigen, wie die Mutter ihn vor einigen Wochen angefleht hat, sie *totzuspritzen*, wie sie es nannte.

„Ich mach's doch. Eh nicht mehr lang und. Ich will nicht. Ersticken! Jedem Viech. Gönnt man die. Barmherzigkeit. Oder muss. Meine Maria. Mich mit dem Polster. Ersticken?“ Der darauf folgende Hustenanfall hat Marias geflüsterten Protest übertönt.

„Glauben Sie, ich würd das nicht merken? Wollen Sie ihre Tochter ins Gefängnis bringen, nach allem, was sie für Sie getan hat? Ich werde Ihnen noch was Beruhigendes aufschreiben. Und wenn es Ihnen wirklich ernst ist mit dem Sterbenwollen, dann stellen Sie einen Antrag, das geht ja jetzt. Da müssen Sie sich dann aber einen anderen Arzt finden, weil ich bin katholisch.“ Auf dem Weg zur Tür hat er Maria noch zugeraunt: „Wenn es Ihnen zu viel wird, Frau Arnold, dann bleibt immer noch die Option Pflegeheim. Manchmal trägt ein professioneller Pflegeansatz zur Beruhigung der Patienten bei. Niemand würde Ihnen einen Vorwurf machen.“

„Nicht ins Heim!“, hat die Mutter gerasselt, als Maria zurückgekommen ist. Ihr Gehör, die Augen und der Verstand funktionierten weit besser als ihr Zustand vermuten ließ, was ihr den Verfall des Restkörpers noch schwerer erträglich machte. „Bring mir ein Messer! Ich mach's selber.“

Wie ferngesteuert hat Maria die Porzellanfiguren in der Vitrine abgestaubt und zurechtgerückt.

„Mach dir nichts vor!“, hat die Mutter nicht aufgegeben. „Du denkst doch. Jeden Tag nach. Was du machen wirst. Wenn ich endlich. Am Friedhof daheim bin.“

Maria hat den Kopf geschüttelt und wirklich nicht gewusst, was sie sagen soll.

„Mirli? Was hast du vor? Wenn ich nicht mehr bin?“

Erst in diesem Moment hat Maria angefangen, darüber nachzudenken. Das Schlimmste war, dass ihr nicht sofort etwas einfallen wollte. Sex ist ihr als erstes in den Sinn gekommen, dann Tanzen. Reisen vielleicht. Oder war erst Tanzen und dann Sex?

„Nicht einmal vierzig bist du.“

„Einundvierzig.“

„Die Zeit. Vergeht.“

Jetzt, da die Mutter tot ist, denkt Maria weder an Sex noch ans Tanzen oder Reisen. Die ganze Nacht war sie wach. Sie hat Hunger. Mehr als alles andere wünscht sie sich ein Frühstück mit allem Drum und Dran, eines, das sie nicht selbst zubereiten muss. Und was spricht dagegen, noch ein wenig zu warten mit all den Anrufen und Erledigungen? Noch einmal schaut sie die Mutter an, die so friedlich daliegt und sie nicht mehr braucht und küsst sie auf die Stirn. Dann steht sie auf, geht ins Bad, um zu duschen, schminkt sich zum ersten Mal seit Wochen Augen und Lippen, zieht sich an, und verlässt das Haus.

Schon nach zwei Schritten bleibt sie stehen. Sobald sie das Café Karla betritt, wird Karla sie fragen, wie es der Mutter geht. Was soll sie dann sagen?

Die Rosen verblühen. Sie bückt sich, hebt ein Blütenblatt auf, das sich unter ihren Fingerspitzen anfühlt wie die Haut an den Innenseiten der Arme oder an den Lenden eines Mannes, samtig und feucht, als wäre er gerade aus dem Meer aufgetaucht. Viel lebendiger jedenfalls als die Haut der Mutter in den letzten Jahren. Wieder einmal einen Mann riechen und schmecken und seine Wärme spüren.

Gegenüber fährt das Rolltor der Garage hoch. Sie sieht Alfred den Helm aufsetzen und sein Motorrad starten. Er arbeitet in Hollabrunn im Baumarkt. Grüßend hebt er die Hand, als er auf die Straße schwenkt. Wenn er sie mitnahm und unterwegs irgendwo auf einer Wiese ... weg ist er.

Sie öffnet das Garagentor, setzt sich ins Auto, schiebt rückwärts und steigt aus, um das blecherne Kipptor wieder zu schließen. Dann steuert sie den Ford aus der Einfahrt, umkurvt den klappernden Kanaldeckel und sieht im Rückspiegel das fahlgelbe Haus hinter der Eibenhecke verschwinden.

Weil sie nicht zu schnell ankommen will, nimmt sie doch die andere Richtung, fährt bis Krems und durch Krems hindurch, gondelt am Ufer der Donau entlang. Als die Felsen und Wälder und Weinberge zu beiden Seiten des Flusslaufes ihr endlich echter erscheinen als die Geschehnisse der letzten Stunden, entdeckt sie das Café, raumhoch verglast und nur durch die Uferstraße vom Strom getrennt.

Bio-Räucherlachs und Rührei, einen Korb voll knusprigem Gebäck, Joghurt mit Heidelbeeren, frisch gepressten Orangensaft und Kaffee arrangiert der Kellner auf ihrem Tisch. „Einmal Breakfast Deluxe ohne, die Dame.“

Der Milchschaum ist in herzförmige Schlieren gegossen. Sie bedankt sich mit gesenktem Kopf, will nicht, dass er sie für übergeschnappt hält, weil ihr beim Anblick einer Schale Kaffee Tränen in die Augen treten.

„Oder darf es doch ein Glas Prosecco dazu sein?“

Zerstreut nickt Maria, lächelt nun doch den Kellner an, während sie den ersten Bissen in den Mund steckt. Fast verschluckt sie sich, weil der aufmerksame Blick eines Mannes und der Lachsgeschmack an ihrem Gaumen zu viel auf einmal sind. Jahrelang hat sie keinen Lachs mehr

gegessen, die Mutter mag keinen Fisch. Dann fällt ihr ein – doch der Kellner ist schon fast bei der Theke. Maria räuspert sich, um die Bestellung zu stornieren, doch er reagiert nicht.

Die Mutter ist tot, ist heute gestorben und leicht ist es ihr nicht gefallen. Maria muss deshalb unendlich traurig sein, auch wenn sie es nicht spürt. Nicht einmal, wenn sie sich darauf konzentriert, kann sie die Traurigkeit fühlen, mit dem Lachs und dem Rührei im Mund, der Säure des Orangensaftes, den Blick in den Himmel und auf die bewaldeten Hänge am gegenüberliegenden Ufer gerichtet. Doch eine Tragödie ist es, kein Anlass, der mit Sekt begossen werden darf. Was würde die Mutter sagen?

„Ist Ihnen nicht gut? Sie sind so blass um die Nase.“

Der Kellner stellt den Prosecco neben den Kaffee, beugt sich herab, mustert sie, Sorgenfalten auf der Stirn, sein Gesicht so nah, dass Maria schielen muss, um ihn scharf zu sehen.

„Kreislauf“, murmelt sie und glättet die Serviette, die sie in der Rechten zerknüllt hat. „Es war recht viel in letzter Zeit und das Wetter ...“ Sie schaut zum Fluss, über dem Wolken in Richtung Wien jagen. Sie ist aus der Übung, was Gespräche mit Fremden angeht. Nicht, dass sie je viel geredet hätte.

„Das wird schon wieder!“ Flüchtig berührt der Kellner sie an der Schulter. „Nichts bringt die Lebensgeister so schnell in Schwung wie Kaffee und Prosecco. Lassen Sie es sich gut gehen!“ Als sähe er ihr an, was sie braucht, was sie hinter sich hat. „Prost! Wenn sie einen Wunsch haben, rufen Sie. Dragan mein Name.“

Angesichts der Aufmerksamkeit dieses Fremden bringt Maria es nicht fertig zu widersprechen. Nach viereinhalb Jahren Kräutertee hat sie sich den Prosecco verdient. Mit einem Schluck leert sie das halbe Glas.

Draußen werfen sich Vögel gegen den Wind oder lassen sich von ihm beschleunigen, um wie Pfeile kreuz und quer über den Fluss zu schießen. So wird sie es auch machen, bald, sich umherwerfen lassen, bis sie sich wieder spürt.

Mehr als ein Glas sollte sie nicht trinken, sie muss noch zurückfahren. „Herr Dragan“, sagt sie so leise, als stünde er immer noch neben ihr und

nicht Gläser polierend hinter der Theke. Wenn er es hört, dann soll es so sein. Er hebt den Kopf, dann eine Augenbraue und schließlich die Flasche.

Als Maria den letzten Rest Joghurt vom Löffel schleckt, ist es nach elf und sie fühlt sich beschwipst. Die Zeit ist verflogen, fast als hätte sie einen Aussetzer gehabt. Dabei hat sie nur jeden Bissen ausführlich gewürdigt, dem Prickeln bei jedem Schluck nachgespürt und dann gleich den nächsten genommen. Mit der Zeigefingerspitze pickt sie ein paar Brösel vom Teller, schleckt sie ab. Höchste Zeit ist es jetzt. Sie schaut sich nach Dragan um, der ausgerechnet jetzt telefoniert, in dringlichem Ton, die Brauen gesenkt, dazwischen tiefe Zornesfalten. Es dauert eine Weile, bis sie Augenkontakt herstellen kann und ihr Portemonnaie hebt. Bis er kommt, schaut sie hinaus in die Landschaft. Schön ist es da, viel schöner als daheim. Überall vielleicht schöner als daheim.

„Ich habe Ihnen den Flaschenpreis berechnet, das ist günstiger als fünf Gläser“, sagt Herr Dragan und legt die Rechnung auf den Tisch.

„Fünf Gläser?“

Der Kellner zuckt mit den Schultern. „Ist noch ein Rest drin, wenn Sie mögen.“

„Ich muss fahren“, sagt sie, mehr zu sich als zu ihm.

„Vielleicht machen Sie vorher einen Spaziergang. Oder Sie nehmen sich ein Zimmer, eine Nacht weg von allem, was Sie bedrückt. Könnt ich auch gerade brauchen. Balkon mit Blick über die Donau. Wir sind halbleer, und für Sie mache ich einen Sonderpreis.“

Ob er erotische Hintergedanken hat? Doch selbst wenn. Läge nur die Mutter nicht tot zuhause, inzwischen sicherlich steif wie ein Brett. Doktor Dobler muss endlich verständigt werden.

„Entschuldigung, ich hab nicht verstanden. Was ist mit ihrer Mutter?“

Maria spürt die Röte vom Hals in die Wangen ziehen. „Nichts, gar nichts. Sie ist nur – sie wird schon einen Tag ohne mich auskommen. Ich nehme das Zimmer. Und den Prosecco, bitte!“